

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Der schwere Reiter

[urn:nbn:de:bsz:31-309777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-309777)

Derwege hend di hoche Herre  
Uff bek'ri Chronik lang g'studirt.  
Son Wunder mueß vermeldet werre,  
Uff alli Fäl, des hend si g'spürt.

Do isch ne endlig son Gedanke,  
Son groöze, i de Schädel cho.  
Und ohni B'sinne, ohni z'wanke,  
Hend si'n in U'sführung au g'no.

Mit Fähne, Trummle und Trummete  
Im Feschtzug sind si hi g'marschirt,  
D'r Burgermaischter a d'r Tete;  
Ihm hät es grusig imponirt.

Noch hend si g'macht en Ringelraia;  
Bum hoche Not di ältste Drii,  
D'r Schultes und für d'Schribereie  
De Sekretär, dia sind z'mittst ni.

Mit groöze Lettre ward no g'schribe  
I's Is, mit Meißel, scharf und spit:  
„Uff ewig söll vermeld es blibe,  
D'r See isch g'frore bis i d'Schwiz!“

Ob dere G'schidheit alls hät g'schonet,  
Hät's groöfni Freid und Jubel ge . . . . .  
Und hett's im Fruejohr druff nit tauet,  
So chönnt m'r 's G'schriebni hüt no seh.

K. F. Paul Körber.

## Der schwere Reiter.

Von Franz Wichmann.

Richard Kämpel war immer seine eigenen, stillen Wege gegangen. Konnte er auch seinen Schülern gegenüber den Drannen spielen, in der Welt war er fast menschenscheu. So wenig er erlebte, führte er doch eifrig ein Tagebuch. Dasselbe von Zeit zu Zeit wieder nachzulesen, machte ihm das größte Vergnügen. Heute aber erschrak er heftig, als er eben beim Morgentasse die dieser angenehmen Beschäftigung von neuem obliegen wollte. Himmel, was stand da vom letzten Mittwoch Abend! „Lange im „Rheingauerhof“. Entschluß gefaßt, zu heiraten.“ Er fuhr sich mit der Hand in die gestäubten Haare. Ja, ja, jetzt wußte er es wieder. Bis Mitternacht war er dort allein beim Wein gefessen. Wie hatte er das nur vergessen können. Mit etwas unnebelten Sinnen hatte er abends noch den Eintrag ins Tagebuch gemacht. Es war ihm diesmal völlig ernst gewesen; ja, ja, aber bei dem nüchternen Tageslicht nahm sich die Sache doch anders aus. In edler Selbsterkenntnis rabierte er die verfängliche Stelle sorgfältig aus und schrieb dafür halb ärgerlich, halb beschämt: „5 Halbe Wein getrunken“.

Aber das Ding wollte ihm doch nicht aus dem Kopf. Daran war der Sonntag schuld, der ihn seiner gewohnten Tätigkeit entzog. Seufzend nahm er wieder einmal sein Photographiealbum her. Es enthielt eine Reihe reizender, lieblicher Mädchentöpfe. Im Bilde war Richard dem schönen Geschlechte durchaus nicht abgeneigt, nur vor dem lebendigen Weibe schente er sich. So kannte er auch die wenigsten Schönheiten seiner Galerie wirklich, die meisten waren in Kunstläden gekaufte Photographien. Nur eine war da, die Gusti Blemel, die

Tochter seiner früheren Hausfrau. Mit der hatte er oft und gern geplaudert, obwohl sie nicht mehr ganz jung und die wenigst Hübsche in seiner Sammlung war. Die Leute, die in ärmlichen Verhältnissen gelebt, waren ihm seit Jahren aus den Augen gekommen, die Mutter sollte gestorben, die Tochter, um sich durch's Leben zu schlagen, Buffetdame geworden sein. Gleichwohl wäre die Gusti, wenn er wirklich mit dem Heiraten ernst machen wollte, ihm als seine einzige nähere Damenbekanntschaft schon recht gewesen. Aber wie und wo sollte er sie wieder finden in der großen Stadt! Das Durchblättern des Albums befriedigte ihn heute nicht. Er wollte wieder einmal neue Gesichter sehen, im Bilde natürlich. So warf er sich in seinen Sonntagsstaat und ging in die eben eröffnete Kunstausstellung.

Lange wanderte er von einem Saal in den andern, ohne etwas seinem Geschmack Entsprechendes zu finden. Die vielen Landschaften und Genrebilder langweilten ihn. Endlich entdeckte er etwas Schönes und Eigenartiges. Behaglich ließ er sich auf dem rotsantenen Rundsopha nieder und vertiefte sich in den Anblick des Gemäldes. Es war ein Kolossalbild von Franz Eisenhut. Zwei junge Sklavinnen, eine bräunliche Ganypterin und eine schneeweiße Cirkassierin, lagen auf dem Boden ausgestreckt, die entblößten, schlanken Füße durch die runden Löcher eines schweren Holzblocks gesteckt. Die durch einen schmalen Fensterpalt dringende, grelle Morgen Sonne fiel blendend auf die mit der ganzen üppigen Farbenglut des ungarischen Künstlers gemalten Körper. Einige Besucher kamen vorüber, blieben stehen, schüttelten den Kopf und gingen, da sie das Bild

nicht begriffen, weiter. Plötzlich setzte sich ein junges, zierliches Mädchen neben Richard Rampel auf die Polster und weckte ihn aus seiner träumerischen Betrachtung. Er wollte aufstehen und bemerkte, daß ihr der feine, schwarze Glacehandschuh entfallen war. Mit einer ihm sonst ungewohnten Galanterie hob er ihn auf. Die Schöne dankte ihm mit einem freundlichen Blicke ihrer warmen braunen Augen, und da er ein paar halblauter Worte stotterte, glaubte sie eine Unterredung beginnen zu können.

„Ein gar sonderbares Bild, mein Herr! Was stellt es denn eigentlich dar?“

Sie schlug in ihrem Kataloge nach: „Am Tage des Gerichts. — Das versteh' ich nicht.“

„Offenbar zwei orientalische Sklavinnen, die wegen eines Vergehens die Bastonade erhalten sollen.“

„Die Bastonade, das heißt ja wohl — —“

„Sie sollen Schläge auf die Sohlen erhalten,“ erklärte Richard. „Darum hat man bereits ihre Füße — —“

„Mein Gott, ist es möglich,“ rief schauernd das Mädchen und blickte unwillkürlich auf ihre eigenen kleinen, in fetten Glanzledertiefelchen steckenden Füße nieder. „Wie kann man nur so etwas Graufames malen!“

„In der That, sehr grausam,“ stimmte Richard bei. Dabei sah er ebenfalls auf die kleinen Füßchen seiner schönen Nachbarin, die sie blüßschnell unter das lange, grüne Seidenkleid zurückzog. Im Geiste glaubte er sie in die Situation des Bildes versetzt und die Vorstellung erfüllte ihn mit solchem Mitleid, daß er das Mädchen noch wohlgefälliger als zuvor betrachtete.

„Sieh nur Tante,“ rief dieses einer eben herantretenden älteren, stattlichen Dame zu, „welch ein abscheuliches Bild!“

„Ich finde es sehr schön gemalt.“

„Aber der Herr hier hat mir erklärt, was es bedeutet.“

Die Tante hörte ihrer Auseinandersetzung zu. „Schrecklich, jetzt mag ich es gar nicht mehr sehen. Komm, gehen wir weiter.“

Richard Rampel wußte nicht, wie es kam, daß er sich auch im nächsten Saale an der Seite der Damen befand. Aber die ältere hatte, trotz ihres Entsetzens, noch Näheres über das Bild wissen wollen, und er konnte

die Unterhaltung, in deren Verlauf er sich den Beiden vorstellte, nicht unhöflich abbrechen. „Meine Nichte interessiert sich sehr für die Kunst,“ sagte Frau Hammer im Verlaufe derselben, „ihr verstorbener Vater hat auch gemalt und sie selbst schon als Kind viel gezeichnet.“

„Das war nicht der Rede wert, Tante. So lange man nicht wirklich Gutes leistet, sollte man es geheim halten,“ lenkte Fräulein Gsfriede das Gespräch ab.

Ehe man sich's versah, hatte man die ganze Kunstausstellung gemeinsam besichtigt. Draußen wollte Richard sich von seinen Begleiterinnen trennen, aber da sie nichts sagten und immer wei-

ter plauderten, fand er nicht den Mut und schritt mehrere Straßen hindurch neben ihnen her. Endlich blieben sie vor der Gitterpforte eines schmucken kleinen Gartenhäuschens in der Vorstadt stehen, und Frau Hammer reichte dem Professor freundlich die Hand. „Sie haben uns so liebenswürdig den weiten Weg begleitet, daß ich mich nur durch die Bitte revanchieren kann, uns recht bald einmal die Ehre Ihres Besuches zu gönnen,“ meinte sie.



„Am Tage des Gerichts. — Das versteh' ich nicht.“

Rampel wagte nicht nein zu sagen. Auf dem Heimweg kam er sich wie verzaubert vor, er begriff selbst nicht, wie er so plötzlich zu einer Damenbekanntschaft gekommen war. Zu Hause griff er zu seinem Album. Aber die Gufsti gefiel ihm nicht mehr. Diese anmutige Elfriede war doch ganz etwas anderes. Herr Gott, wenn die seine Frau werden könnte! Wenige Tage später leistete er schon der erhaltenen Einladung Folge. Als er das Haus betrat, fand er die schöne Elfriede mit einem stattlichen, feingekleideten Herrn von mittleren Jahren auf dem Flur. Der Fremde, der sich eben verabschiedete, erregte Richards Mißtrauen. Sollte das Mädchen nicht mehr frei sein? Warum erwähnte weder sie selbst noch die Tante im Laufe des Gesprächs des Herrn? Das war verdächtig, ein Gefühl von Eifersucht beschlich ihn, aber die Liebeshwürdigkeit der Damen ließ ihn bald seine Zweifel vergessen. Man lud ihn zum Abendessen, und, seine Schüchternheit immer mehr verlierend, blieb er.

Als Richard Rampel spät gegangen, setzte sich Elfriede zu Frau Hammer aufs Sopha, legte den Arm veriraulich auf ihre Schulter und sagte: „Tante, wenn ich einmal heirate, so ist es kein anderer als dieser.“

„Närrchen, wenn man die besten und feinsten Partien machen kann!“

„Was ich davon kennen lernte, hat nur auf mein Vermögen spekuliert. Dieser Professor ahnt nicht, daß ich reich bin. Als ich ihn auf die Probe stellte, sagte er ja ganz offen, daß er aufs Geld nicht sehe.“

„Mag sein, aber immerhin bleibt er ein simpler Gymnasialprofessor.“

„Und ein schöner Mann, Tante,“ fiel das Mädchen mit erglühendem Gesichte ein. „Er weiß nur vor Schüchternheit nichts aus sich zu machen. Schade, daß er nicht Soldat ist. Als schmucken Reiter möchte ich ihn sehen!“

Frau Hammer lächelte: „Nun, wenn du glaubst, bei ihm das Glück zu finden, ich will ihm nicht im Wege stehen.“

Richard Rampel lebte nur noch für Elfriede, beinahe täglich verkehrte er im Hause der Tante. Längst glaubte er zu fühlen, daß das Mädchen seine Neigung erwidere, aber den Mut zu einer Ansprache fand er nicht. Wie sollte er nur davon anfangen? Da kam ihm eines Tages eine glückliche Idee. Auf dem Wege zu seiner Angebeteten sah er in einem Kunstladen eine Photographie von dem Eisenhutschen Bilde, vor dem sie sich kennen gelernt hatten, ausgestellt. Sofort ging er hinein und kaufte die Reproduktion. Er wollte das Bild Elfrieden zum

Andenken an die schöne Stunde ihres Bekanntwerdens verehren. Das konnte die beste Einleitung zu der heiklen Frage bilden. Aber schon auf dem Wege verlor er wieder den Mut. Ein mündliches Liebesgeständnis zu machen, war doch zu schwer. Besser, er schüttete ihr schriftlich sein Herz aus. Wenn er dann kam und ihr das Bild überreichte, so mußte sie zuerst das Wort ergreifen. In einem zierlichen Brieflein voll heißer, inniger Liebesversicherungen trug er Elfrieden Herz und Hand an. Am nächsten Tage, schloß er, wolle er sich persönlich aus ihrem Munde die Antwort holen, die über das Glück seines Lebens entscheiden solle. Da die Ferien begonnen hatten, kam er am andern Morgen unerwartet früh. Frau Hammer, mit ihrer Toilette noch nicht in Ordnung, flüchtete bei seinem Eintritt erschreckt in die Küche. „Entschuldigen Sie, Herr Professor,“ sagte sie freundlich durch die halb geöffnete Tür, „wollen Sie, bitte, ins Wohnzimmer treten, Elfriede wird gleich erscheinen.“

Richard trat, seine Photographie in der Hand, bebenden Herzens ein. Er sollte mit ihr allein sein! Das war der günstigste Moment! Doch betroffen blieb er mitten in der Stube stehen. Aus dem Nebenzimmer, das man ihn noch nie hatte betreten lassen und das ihm daher immer verdächtig erschien, hörte er leises Flüstern, Es war die Stimme des Mädchens. Was bedeutete das? Mit wem konnte sie sich dort unterhalten? Ein fürchterlicher Argwohn überkam ihn. Mit einem Sprung war er an der gegenüberliegenden Tür. Er mußte Gewißheit haben und öffnete sie mit raschem Druck. Aber sie ging nur zur Hälfte auf, ein im Wege stehender Tisch verstellte sie, so daß er die drinnen befindlichen Personen nicht sehen konnte. Elfriede und die Stimme eines Mannes stießen gleichzeitig einen schreckhaften Schrei der Überraschung aus und, wie von einer Schlange gestochen, fuhr der Professor zurück. Wie befehen stürzte er aus dem Zimmer, die Stiegen hinab und zum Hause hinaus. „Betrogen, schändlich betrogen,“ murmelte er, „um einen Leutnant, einen Affen im bunten Rock, o Weiberlücke, Menschenfalschheit!“ Auf dem Tisch, der seinen Eintritt verhinderte, hatte er den federbuschgeschmückten Helm eines schweren Reiters, daneben einen abgeknallten Offizierssäbel liegen sehen. Nun war alles aus. Daheim heftete er zähneknirschend und fluchend das Eisenhutsche Bild an die Wand. Dauernd sollte es dort als Warnung hängen. Er haßte die Betrügerin, am liebsten hätte er sie in dem fatalen Fußblocke gesehen. Am Abend kam ein Brief von Elfriedens Hand. Wollte sich die Schlange entschuldigen? Er

mochte nichts mehr von ihr wissen. Hohnlachend verbrannte er das uneröffnete Schreiben an seiner Nachtkerze.

Die Stadt war ihm verleidet. Um zu vergessen und wenigstens die Ferien noch zu genießen, fuhr er am nächsten Morgen aufs Land. Am Immentalersee wollte er ein paar Wochen bleiben. Nachdem er ein Zimmer gemietet, unternahm er einen Spaziergang am Ufer. Plötzlich hörte er leichte Schritte in seiner Nähe. Aufblickend bemerkte er eine Dame in perlgrauem Kleide mit feuerrotem Sonnenschirm, die sich unweit auf einer Bank niederließ. Wie sie sich umwandte, erkannte er sie.

„Fräulein Gusti,“ rief er in hellem Erstaunen, „wie kommen Sie hierher? Es ist lange, daß ich Sie nicht gesehen!“

„O, mir geht es sehr gut jetzt, meine Mutter ist leider gestorben, aber ich habe eine Erbschaft gemacht und kann leben wie ich will.“

„Da sind Sie besser daran, als ich,“ seufzte Richard und ließ sich auf ihre Einladung neben ihr auf der Bank nieder.

„Was ist Ihnen denn geschehen?“

„Ich habe schlimme Erfahrungen gemacht, die ich hier zu vergessen suche. Ach, das waren schöne Zeiten, da ich bei Ihnen wohnte. Wissen

Sie auch, daß ich Ihr Bild noch immer habe? Aber, ich meine, Sie sind viel schöner geworden.“ Er betrachtete wohlgefällig ihr tief nußbraunes Haar.

Gusti lächelte geschmeichelt. Das neue Wesen ihres einst so schüchternen Mieters gefiel ihr. Sie rückte ein Stückchen näher an seine Seite und die Unterhaltung ergab, daß sie beide im gleichen Gasthause wohnten. Als sie am Abend dorthin zurückkehrten, geschah es Arm in Arm.

Einige Tage später fiel es Richard beim Erwachen mit Schrecken ein, daß er sich am Abend zuvor förmlich mit Gusti Blemel verlobt hatte. Er hatte es eigentlich nicht gewollt, aber ihr prachtvolles,

nußbraunes Haar, das der frische Seewind gelöst, war die Schlinge gewesen, in der er sich gefangen. Nun gab es kein Zurück mehr. Es war auch recht so, die falsche Eifriede sollte sehen, daß er sich zu trösten wußte.

Als man aber in die Stadt zurückgekehrt war und Gusti durchaus auf einer öffentlichen Verlobungsfeier mit Bekannten und Verwandten bestand, begann es ihm doch unheimlich zu werden. Das Bild seiner Braut gefiel ihm besser als sie selbst. Freilich, es war ja viele Jahre jünger. Die Ahnung, daß er voreilig gehandelt und im Begriffe

stand, ein schweres Joch auf sich zu laden, ward immer stärker in ihm. Heute Abend also, vor einer großen, festlichen Gesellschaft, die ihm ohnehin zuwider war, sollte er sein Todesurteil unterschreiben. Seufzend begab er sich zuvor noch zum Friseur, um sein festliches Äußeres zu vervollkommen. Der Barbier mußte sich einen Augenblick ins Nebenzimmer entfernen, um das erhaltene 10-Markstück zu wechseln. Da sah Richard auf einem Nebentisch einen scheinbar eben erbrochenen Brief liegen. Starr blieb sein Blick darauf haften. Himmel, das war ja die Schrift seiner Braut.



Wie von einer Schlange gestochen, fuhr der Professor zurück. Was hatte sie an den

Baristuber zu schreiben?

Sollte er auch hier betrogen werden! Wie ein Tiger stürzte er sich auf das Schreiben. Kaum hatte er den Inhalt überflogen, als er bitter und höhnisch auflachte. Das schöne, nußbraune Haar, das er stets bewundert, war unecht. Der Brief bat um Zusendung einer weiteren Flasche von Wundermanns Haarfärbemittel. O, es war ja himmelschreiend, mit solchen Mitteln hatte er sich von der alternden Kofette fangen lassen!

Mit zitternder Hand hielt er dem zurückkehrenden Bader das Schreiben entgegen. „Von wem ist das?“ stotterte er.

„Verzeihen, Herr Kämpel, ist eigentlich Geschäfts-

geheimnis, ich vergaß in der Eile, — aber wenn Sie Frau Birnstiel kennen —“

„Frau Birnstiel, was?“ schrie Richard in grenzenlosem Staunen.

„Sie trägt freilich ihren Mädchennamen, seit sie von dem Metzgermeister, ihrem ersten Mann, geschieden ist, aber man nennt sie noch immer — —“

Der unglückliche Professor hörte nichts mehr. Wie ein toll Gewordener stürzte er auf die Straße und eilte spornstreichs nach dem Hause seiner Braut. Die Gäste waren noch nicht erschienen, aber Gusti empfing ihn mit ihrem süßesten Lächeln an der Schwelle. Er packte sie am Arm und schrie in wüster Entrüstung: „Betrogen haben Sie mich, Frau Birnstiel, schändlich betrogen. Sie färben sich die Haare, Sie waren verheiratet, und von dem allem haben Sie mir kein Wort gesagt!“

Gusti verlor die Fassung nicht. „Das hättest du ja doch am Standesamt erfahren, und dann, wie kannst du mir Vorwürfe machen! Habe ich nicht auch über deine Vergangenheit geschwiegen?“

„Was soll das heißen?“

„Daß du mich viel schlimmer hintergangen! Kennst du vielleicht diesen Liebesbrief?“ Sie flog an ihren Schreibtisch und riß ein rosa Couvert heraus. Richard war starr. Er erkannte den eigenen Liebesantrag, den er vor einem Vierteljahr an Elfriede gesandt.

„Wie kommen Sie dazu?“

„Anonym ist es mir zugeschiedt, um mir die Augen zu öffnen.“

Er entriß ihr das Schreiben. „Leben Sie wohl, Frau Birnstiel, wir zwei haben nichts mehr miteinander zu schaffen!“ Ehe sie ihn zurückhalten konnte, war er aus dem Zimmer und schlug dröhnend die Haustür zu. Draußen griff er sich mit beiden Händen an den Kopf. Wie kam sein Brief an Elfriede in die Hände dieser Person! Sollte sie selbst aus Rache — ? Nein, dessen hielt er sie nicht für fähig. Und wenn doch, war es nicht ein Beweis ihrer Liebe! Er begriff das Rätsel nicht, das ihn vor einem törichtem Schritt gerettet.

Um seinen Ärger zu vergessen, trat er in die Kunstausstellung, an der ihn eben der Weg vorbeiführte. Aber die Bilder interessierten ihn nicht, er warf sich auf das nächste Mundsopha und starrte vor sich hin. Da hörte er Schritte. Ein feingekleideter Herr, der ein Künstler zu sein schien, blieb vor einem in der Nähe befindlichen Gemälde stehen, das er wohlgefällig betrachtete. Ah, das war ja derselbe, den er einst in Elfriedens Hause gesehen. Aber, was war das! Narrte ihn die Hölle! Er

musste sich an das Sopha lehnen, um nicht zu taumeln. Aus dem Bilde dort schaute ihm ja sein eigener Doppelgänger lächelnd ins Gesicht, ein eleganterer, schwerer Reiter-Offizier mit dem haarbuschumflatterten Paradehelm. Wahrhaftig er selbst, wie er lebte und lebte! Näher tretend, suchte er nach dem Namen des Malers, konnte ihn aber nicht entdecken. In verzweifelttem Entschlusse redete er den noch immer davorstehenden Herrn an. „Ach bitte, können Sie mir nicht sagen, wer das gemacht hat?“

Der Angeredete wandte sich mit eigentümlichem Lächeln um. „Mit wem habe ich die Ehre?“

„Professor Kämpel.“

„Kunstmalers Schröder. Habe schon von Ihnen gehört. Wenn Ihnen daran liegt, die Bekanntheit der Künstlerin zu machen, bin ich bereit, Sie zu ihr zu führen.“

„Eine Künstlerin?“

„Fräulein Elfriede Hammer. Die Dame erwartet Sie längst, das Modell ihres Bildes hat jederzeit Zutritt.“

Wie im Traume folgte Richard seinem Führer nach der wohlbekanntesten Wohnung. Der Maler öffnete ohne weiteres, und da niemand erschien, schritt er auf das geheimnisvolle Nebenzimmer zu. Richard blickte in ein freundliches Maleratelier. Am Fenster stand Frau Hammer, während Elfriede mit Pinsel und Palette vor einer hohen Staffelei saß. Auf einem Tische lag noch die schwere Reiteruniform, die der Anfang seines Unglücks geworden war. Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte ihn. Die Tante hatte ja gesagt, daß Elfriede früher selbst gezeichnet. Sollte sie sich in eine Malerin verwandelt und sein Bild, — er kam mit seinen Gedanken nicht zu Ende, denn die junge Dame erhob sich und trat ihm entgegen.

„Sind Sie endlich zurückgekommen?“ meinte sie mit freundlichem Ernst. „Ich konnte Ihr Benehmen nicht begreifen, aber da ich keinen Grund ahnte, schrieb ich Ihnen einen Brief.“

„Ich habe ihn ungelesen verbrannt,“ stammelte der Professor. „Ich glaubte mich betrogen, verurteilt, als ich die Uniform eines schweren Reiters in diesem Zimmer erblickte.“

„Also doch! Hätten Sie jenen Brief nicht —“

„Um Gottes willen, was stand darin?“

Er las die Antwort aus ihren verschämt zu Boden geschlagenen Augen. „Elfriede,“ rief er plötzlich, er riß die Hände des Mädchens und fiel zu ihren Füßen, „ist es wirklich wahr? Ich habe mein Glück ins Feuer geworfen, kannst du mir vergeben?“

„Steh auf,“ sagte sie, purpurn errötend. „Auch mein war ein Teil der Schuld. Niemand außer meinem verehrten Lehrer hier und der Tante sollten wissen, daß ich malte, bis ich etwas Tüchtiges geschaffen. Das ist mir mit dem Reiterbild, in dem ich dich in meiner Erinnerung festhielt, gelungen.“

„Welch glücklicher Zufall, daß ich es in der Ausstellung entdeckt, daß ich nicht zu spät kam!“ rief Richard in freudigster Erregung.

„Es war nicht alles Zufall,“ lächelte Esfriede, „wir haben ein wenig die Vorsehung gespielt, besonders mein lieber Herr Schröder. Er quälte sich über meinen stillen Kummer und entlockte mir das Geheimnis. Ich zeigte ihm deinen Brief, und er vermutete richtig den Grund deines Benehmens. Seither ließ er dich nicht mehr aus den Augen und erfuhr auch, daß du im Begriffe standest, dich anderweitig zu verloben. Da hat er mir eines Tages deinen Brief ausgeführt und ihn ohne mein Wissen an jene Dame geschickt. Ich war allerdings sehr böse darüber, aber jetzt muß ich ihm wohl verzeihen.“

Als Richard Rampel am Abend in seligster Stimmung mit dem Maler heimkehrte, drückte er ihm beim Abschied warm die Hand: „Wie soll ich Ihnen danken, was Sie für mich getan, Herr Schröder?“

Der Künstler lächelte eigenartig, beinahe mit einer stillen Wehmut. „Ich tat es nicht Irtwegen, ich tat es für sie. Machen Sie sie glücklich, sie verdient es, und etwas anderes habe ich nicht bezweckt.“

Richard ging plötzlich ein Licht auf. „Sie haben sie geliebt?“ sagte er bewegt.

Der Maler legte den Finger auf den Mund. „Fragen Sie nicht. Die Jugend siegt, und das Alter muß zurückstehen. Jetzt ist es vorüber. Leben Sie wohl.“

Rasch riß er sich los und verschwand im dunklen Häuserschatten einer engen Seitenstraße.

Ein Vierteljahr später schon hielt Richard Rampel mit der reichen Esfriede Hammer Hochzeit. Gusti Blemel, geschiedene Birnstiel, aber ließ sich am gleichen Tage und in der gleichen Kirche mit einem dicken Bierbrauer trauen. Ihr schwarzes und schöner als je.



„Ich habe mein Glück ins Feuer geworfen, kannst du mir vergeben?“

## Eine Zukunftsbahn.

Dem „Wanderer“ denkt's noch wohl, wie man in der guten alten Zeit mit dem Postkarren herumkutscherte — im Winter seine Beine halb erfrieren und im Sommer das Hemd durchschwitzen mußte — um eine große Reise auszuführen; eine große, etwa von Konstanz nach Karlsruhe hinunter. Am 7. Dezember 1835 fuhr die erste von einer Lokomotive gezogene Eisenbahn in Deutschland von Nürnberg nach Fürth; im Jahre 1840 in Baden von Mannheim nach Heidelberg.

Wie ganz anders ist es seitdem geworden. Jetzt gehen den Leuten die Schnellzüge nicht rasch genug, obgleich man in 5 Stunden von Konstanz über den Schwarzwald nach Karlsruhe kommt. Allerdings wird man begehrlischer, wenn man hört, daß man heute mittelst der elektrischen Schnellbahn 200 Kilometer in einer Stunde durchfahren kann; also daß man in 1¼ Stunde von Konstanz nach Karlsruhe gelangen könnte. Bis das so weit ist, will der „Wanderer“ seinen Lesern kurz etwas über solch eine Schnellbahn mitteilen.